

damals zweiundfünfzigjährigen August Wilhelm Schlegel, der gerade vorübergehend in Heidelberg zu tun hatte. Die Ehe wurde, kaum geschlossen, nach wenigen Monaten schon wieder getrennt. Sophie weigerte sich entschieden, ihrem Gatten nach Bonn zu folgen. Still und in sich gekehrt, ja fast schwermütig, lebte sie fortan als ständige Begleiterin der Mutter häuslich und zurückgezogen.

Auch mit ihrem zweiten Kinde hatte Karoline kein Glück. Der schwierige und verwöhnte Knabe, dessen Ausbildung vernachlässigt worden war und den man schließlich zu einem Präzeptor in Württemberg gegeben hatte, erkrankte in Stuttgart an Scharlach und starb bald darauf im Alter von 17 Jahren. Dieser Verlust brach der Mutter das Herz. Wie sie litt, zeigt uns ein Brief, den sie sieben Monate später an Ludovike Simanowitz schrieb:

„Ach, daß ich bei Dir wäre, daß ich mich an Deinem mitfühlendem Herzen erst ganz ausweinen könnte, um dann alles, alles zu sagen was ich nicht zu schreiben vermag. O wohl Dir, Du Glückliche, daß Du diesen Schmerz nie erfahren wirst, der alle Mutterfreuden weit, weit aufwiegt. Er wird nur mit meinem Leben enden, und mein einziger Trost bleibt, daß ich meinem verklärten Liebbling nachfolgen, daß ich ihn dort wiederfinden werde. Ich danke Dir für Deinen liebevollen Brief; er hat meinem verwundeten Herzen innig wohl getan. Ich hätte Dir gerne schon längst geschrieben, aber es war mir nicht möglich, und auch wird es mir nicht möglich sein. Es ist sonderbar, und ich weiß es mir selbst nicht recht zu erklären, daß ich gerade an diejenigen, mit denen ich mich eng verbunden fühle, nicht schreiben kann, da ich mich doch so unaussprechlich sehne mit ihnen zu reden. . . . An andere Personen, die meinem Herzen nicht so nahe stehen, kann ich schreiben; Dir aber möchte ich mich ganz hingeben, und in persönlicher Hingebung würde ich Dir alle meine Gefühle, alle meine tiefen Leiden vertrauend, Erleichterung finden. Du bist meine einzigste geliebteste Freundin. Oh, behalte mich immer lieb, und glaube mir, daß ich mich recht ernstlich bestrebe Deiner Liebe wert zu werden, das heißt: immer besser zu werden, und mich mit Demuth und Ergebung in den Willen Gottes zu fügen . . . Lebe wohl, habe Nachsicht mit diesem Brief, mein Kopf und meine Augen haben so gewaltig gelitten daß mir das Schreiben recht schwer wird. . . .“

In weitem Bogen hatte dies Leben alle Lust und allen Schmerz umfaßt. Aus dem heiter tändelnden Mädchen der Rokokozeit, das sich zur leidenschaftlich glühenden und schwärmerisch verehrenden Frau der romantischen Epoche gewandelt hatte, war die durch Kummer und Schmerzen geläuterte Kirchenrätin der Biedermeierzeit geworden. Die Lebenszeugnisse werden nun seltener und zeigen, daß andere Neigungen und Wertungen von Karoline Besitz ergriffen haben. Nach dem Tode des Sohnes waren ihr noch vierundzwanzig Jahre an der Seite des Gatten vergönnt, mit dem sie sogar das Fest der Goldenen Hochzeit feiern durfte. Fünf Jahre später, 1844, starb sie in Heidelberg, wo sie auch ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.

Ein böser Nickel unter den Buchstaben

Von Karl Häfner

Wenn es sich nicht um Schwäbisches handeln würde, so könnte hier stehen: ein rechtes Karnickel. Nun ist aber Karnickel gar nicht schwäbisch; dagegen ist bei uns Nickel ein nicht gerade böses gemeintes Schimpfwort, das man besonders für lebhaftere Kinder benützt. Böseartig, so recht im Ernst kann der Name des lieben Nikolaus, des Sanktlos, nicht gebraucht werden. So soll auch das R, denn dieses ist gemeint, hier nicht eigentlich angeprangert oder gar gemäßregelt werden; es sollen bloß die Streiche des etwas gewalttätigen Lautes herausgestellt werden.

Man klopft ihm allerdings allenthalben auf die Finger. Ganz richtig darf es sein Wesen nur noch in der unverfälschten Mundart der Dörfer treiben; schon unsern Städtern geht die Sache manchmal etwas zu weit, und sie haben ihm seinen Wirkungskreis ordentlich eingeschränkt. Deshalb können auch nur die echten Schwaben die folgenden Streiche ganz verstehen, bloß die, die noch so sprechen können, wie man in den Dörfern spricht. Und wer das unter den Schwaben nicht mehr kann, soll daraus sehen, wie seine Großeltern und Urgroßeltern gesprochen haben, auch wenn sie schon vornehme Herren und Damen in der Stadt gewesen sind. Wenn er von den Streichen liest, hört er vielleicht künftig schärfer darauf, wie er seine Mundart spricht und wie sie von seinen Nachbarn gesprochen wird.

Das R rollt als Zungen-R voll und breit daher, wenigstens wo das „Reißen“ noch nicht eingesetzt hat. Der breite R-Laut verbreitert nun fast alle Silben, in denen er steht. Deshalb kennt das echte Schwäbisch folgende Wörter und noch viele andere nur mit langem Selbstlaut: Garten, Garn, Karte, Schwarte, warten, Gärtlein, gärteln, März, fertig, Ort, Sorte, Torte, Borte, Borste, Durst, Wurst, kurz, schwarz, Bürste, stürzen.

In vielen Wörtern genügt dem R diese Breite aber noch nicht; es spaltet die vorausgehenden Selbstlaute zu Doppellauten, oder macht von der Mundart ohnehin schon gespaltene erst recht breit. In diesen Wörtern klingt das R fast wie „er“ oder „ar“: mir (= mier), dir, ihr, Ohr (= Auer), Rohr, Ern (= Aiern), Gerlingen (= Gaierlingen), Röhrlein, gehört, der (= däer), er, wer, Herz, Schmerz, Gerste, Schmer, Bär, Herde, wert, gern, Kern (Keller), Schnur.

Wie das R gleichsam zu größerem Nachdruck einen Laut hier vor sich einschiebt, so verlangt es in anderen Wörtern einen nach sich. Arm wird so zu Arem, Berg zu Bereg (fränkisch Berich). Ähnlich ist es bei warm, stark, arg, Werk, Werg, Farbe, Garbe, etwas anders bei gern, Stern, fordern, hindern.

Damit ist aber die verbreiternde Kraft des R noch nicht erschöpft. Es übt sie nicht bloß auf Selbstlaute aus, sondern auch auf ein S, das ihm nachfolgt, und aus dem es ein Sch macht. Die Schriftsprache hat sich das in einigen

Wörtern auch gefallen lassen, so in Hirsch, das früher Hirs (hirz) lautete, oder in Bursche (sowie in Arsch, von dem Goethe im Faust noch unbekümmert das Wort ärschlings benützt). In unserer Mundart hat sich das R vor S voll auswirken dürfen, und so spricht man hier Versch für Vers, Ferschel für Ferse, Mörschel für Mörser, Diskursch für Diskurs (oft auch Dischkursch), Vorschitz für Vorsitz (Karz), 's Maiersch für 's Maiers, übersche für über-sich, ebenso untersche, fürsche, hintersche. Vor allem aber zeigt sich die Verbreiterung in vielen unserer Ortsnamen: Dagersheim (Dagersche, daneben aber Darmsheim-Darmse), Gebersche (daneben aber Malmse und Heimse), Lomersheim, Ottmarsheim, Endersbach, Ebershardt, Mindersbach, Weikersheim, Elpersheim und viele andere. Hirsau bei Calw zeigt noch die alte Schreibweise, wird aber voll schwäbisch gleich gesprochen wie Hirschau bei Tübingen.

Gleichsam zur Strafe für seine Sünden muß sich nun das R gefallen lassen, daß man ihm vielfach seinen ursprünglichen Klang nimmt, es nicht mehr kräftig mit der Zungenspitze rollt, sondern bloß noch schwächlich das Zäpfchen schwingen läßt. Das „Reißen“ breitet sich ja leider auch bei uns aus, besonders in den Städten, da es einst als vornehmer gegolten hat, weil es „weit her“ war. Fr. Th. Vischer hat zu Unrecht die Preußen für die unschöne Sprechweise, bei der warten fast wie wachten klingt, verantwortlich machen wollen; sie ist aber vor 200 Jahren mit der französischen Mode von Frankreich her eingesickert. Bestimmte Gegenden Schwabens lassen den Nickel in manchen Wörtern (nach den Zahnlauten d, t, n, s, sch) überhaupt nicht gelten. Das trifft man besonders um Reutlingen und Rottenburg. Dort spottet man über das „Hiischhönle mit'm Latenle“; die Rottenburger Sprechweise hat Sebastian Blau durch seine Gedichte allgemein bekannt gemacht: Wiit (Wirt), Kaate (Karte), Heaz (Herz), Gäätle (Gärtlein), Duust, Schuuz, kuuz, schwaaz.

Als eine Art Ausgleich für diese schlechte Behandlung des R trifft man nun aber auch Bezirke, die es eindringen lassen, wo es gar kein Recht hat. Wir hatten in Ulm einen Korporal, den wir Jorseph Hiersel nannten, obwohl er seinen Namen Joseph Hiesel nicht ganz so aussprach; aber er ließ viele R einfließen, wo wir Unterländer sie nicht sprachen, da er aus einer Gegend stammte, wo man karlt und Sparlt sagt. – Bei man und niemand drängt sich das R aber im ganzen Gebiet des Schwäbischen recht auffällig ein und setzt sich gewalttätig an die Stelle des N. Nun treibt das R sein Wesen nicht nur in der schwäbischen Mundart, sondern fast noch schlimmer im fränkischen Teil Württembergs. Hier drückt es die spitzen i und u zu ä und o herab, macht e und ö oft zu ä und verübt auch sonst noch manchen Schabernack. So wird Hirschwirt zu Härschwärt, Kirche zu Kärich, Württemberg zu Wärteberich, Wurst und Durst zu Worst und Dorst, kurz zu korz, einkehren zu einkährn, Öhringen zu Ähringe.

Macht sich bei uns das R etwas mausig, so spielen ihm dagegen die Norddeutschen (bei uns die Rundfunksprecher!) wirklich übel mit. Sie verderben es zu einem a oder lassen es überhaupt ganz weg. Bei ihnen wird Berlin zu Bälín oder Bealín, der Berliner zum Bälína, der Hörer zum Höra; Genremalerei wird nach dem Auch Einer zu Schangamalachai, Jahrhunderts wird zu Jaundaz. Aber nicht nur im Norden, sondern auch westlich und östlich von uns muß sich das R allerhand gefallen lassen. Man unterdrückt es in Ka'lsruhe und Da'mstadt, und dem Bayern wird die Nachsilbe er ähnlich wie dem Berliner zu a.

Hören wir von diesen Mißhandlungen, so tut uns der arme Kerl wirklich leid. Wir verzeihen ihm, daß er sich so oft als böser Nickel aufführt, und versprechen ihm, ihn zu schützen und zu verteidigen. Wir sehen in ihm den frischen, lebhaften Lausbuben, der sich eben betätigen muß, und wir wollen uns freuen über ihn wie über alles, was lebendige Kraft zeigt. Wir lieben diesen „Trommeltón der Sprache“ als „einen edlen, energischen Laut“ (Fr. Th. Vischer), besonders wenn er noch als richtiges Zungen-R gerollt wird. Jeder, der ihn noch sprechen kann, wird sich bemühen, daß ihm wenigstens bei uns sein Recht bleibt.

Vom Naturstein

Als „Gottes edelsten Baustoff“ bezeichnete Professor Bonatz den Naturstein oder Naturwerkstein. Und das ist er in der Tat. Aber man muß damit umgehen können, so wie unsere Weingärtner (die „Winzer“ sind wohl schon bei der Betonmauer angelangt). Nur wenig Maurer können heute noch mit Naturstein umgehen. – Wie hoch man in Stuttgart den alten schönen Stuttgarter Baustein, den Schilfsandstein der Feuerbacher Heide, schätzt, geht daraus hervor, daß Tausende von Tonnen behauener Werksteine auf den Birkenkopf gefahren und dort begraben worden sind. Niemand wendete sich gegen diese Barbarei. Es war eben bequemer so; denn der Bagger schaffte das so leicht. Man bedenke: Die Steine sind schon gebrochen, behauen, befördert und im Wetter erprobt. Erhebliche Werte stecken also darin, von den schönheitlichen und ethischen Werten ganz abgesehen. Das alles wurde aber für nichts geachtet. Warum letzten Endes? Man hat ja den Zement und kann betonieren. Es ist ja so viel bequemer, etwa Stützmauern an Straßen als Betonmauern aufzuführen, da das meiste die Maschine macht. Man wird sehen, daß das geschieht. Derweilen schlafen die begrabenen Natursteine auf dem Trümmerberg des Birkenkopfes ihren ewigen Schlaf. Manche Gemeinden auf dem Land haben sich überflüssig gewordene Trümmersteine verschafft (bloß abgeholt) und haben damit ihre Friedhöfe aufgeführt. Das hätte zum Beispiel am Pragfriedhof in Stuttgart auch geschehen können. Statt dessen hat man die alte, geschmacklose und kitschige Mauer wiederhergestellt.

H. Schwenkel